

Lübbeder Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Lübbeder Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis, einschließlich der Unterhaltungsbeilage „Die Neue Welt“, vierteljährlich 2.00 M., monatlich 70 Pfg.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Telephon Nr. 222

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgepaute Zeile oder deren Raum 20 Pfg., Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, frühestens früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 3.

Mittwoch, den 5. Januar 1916.

23. Jahrg.

Sonnenlehen.

Unsre Vorfahren, die im finsternen Mittelalter den Boden urbar gemacht haben, von dem wir heute unser tägliches Brot heischen, waren in einigen Dingen recht helle, besonders in gewissen wirtschaftlichen Grundauffassungen. Was heute Weisen und Loren ganz selbstverständlich erscheint, daß jedes Stück Grund und Boden im freien und unbeschränkten Eigentum eines Grundbesizers steht, gerade das wollte nicht in ihren Köpfen, ja solche Behauptung galt ihnen schon als Unmahnung und Frevel.

Nicht anders sahen sie das an, als wenn jemand Gottes Sonne und ihre Strahlen für sich einfangen und damit Handel treiben würde. Gottes Frühjahrs- und Sommer- und Herbstsonne macht die Beeren der Weintraube süß. Auch die Scholle, die Menschenhand pflügt, hat Menschenhand nicht geschaffen: die Scholle und das Lustreich darüber, mit Regen und Sonnenschein, war nach unserer Urväter Meinen

dem Menschen nur geliehen,

nur ein Lehen. Dieses Lehen ward jedoch nicht empfunden als ein „Recht“ im Sinne der gelehrten Juristen, die sie „schlechte Christen“ nannten, sondern als Vollmacht, darauf zu schaffen, und als Auftrag, den Boden zu nützen zu Nutz und Frommen der Gemeinschaft, somit zuvörderst als Pflicht.

Kein Fleckchen Boden, das heute in den Grundbüchern irgendeinem Hinz oder Kunz zugeschrieben steht, gibt es, das nicht vorerst, vor Jahrhunderten, bloß auf diese Weise verliehen worden wäre, und viele Menschenalter mußten dahingehen, bis es den Besitzern gelang, vom Lehen die Pflicht abzustreifen und das bloße Recht übrigzulassen.

Die Aufstände der Bauern um den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sind im Grunde ein stammender Protest wider die Veruche der Juristen gewesen, die alten Rechtstitel des „deus in schranken einheimischen Rechtes am Boden, die „Gewere“ in das schrankenlose Privateigentum nach römischem Rechte umzuwandeln. Der Landbebauer hatte seinen Boden und seine Hofstelle geliehen vom Ritter, der Ritter sein Lehen vom Grafen oder Herzog, dieser vom König, der alles Land im Namen der Volksgemeinschaft besaß und beschirmte. Der Bauer, der Ritter, der Graf oder Herzog, der sein Lehen nicht in Fleck und Treuen bestellte, wurde seiner verlustig erklärt. Aber auch vom König konnte man sich damals nicht vorstellen, daß er das Land zu urprünglichem, eigenem, pflichtlosen Rechte besaß — er hatte es von Gott selbst und von der Sonne zu Lehen, wie er so jeder andere, der niemandes Lehensmann war: Er besaß ein Gottes- oder Sonnenlehen.

Ein tiefer und unzerstörbarer Rechtsgedanke liegt den halb religiös, halb naturphilosophisch verkleideten Auffassungen der Alten zugrunde. Der Gedanke konnte zurückgedrängt, konnte theoretisch sogar verleugnet werden, aber

in der Stunde der Not

ist er sofort wieder da. In diesem Kriege ist der erkünstelte Zauber des unbeschränkbaren und pflichtlosen Privateigentums sofort zerbrochen. Die Gesetzgebung hat Anbaupflicht, Druckzwang und sonstige Eingriffe in großer Zahl verordnet, durchaus Vorkehrungen, die aus einer einzigen Idee fließen: Die Ernährung des Volksganges geht voran, alle Besitzrechte können nur als hierzu taugliche oder untaugliche Mittel behandelnd werden, alle Besitzrechte sind belastet mit der Pflicht, das Bestiztum zu nützen im Interesse der Allgemeinheit.

Mit den Augen des Juristen gesehen, hat das römische Privateigentum im Kriege die schwerste Niederlage erlitten.

In der Praxis des Lebens, im Wesen unserer Volkswirtschaft und vor allem im Bewußtsein der Eigentümer selbst ist die Niederlage freilich erst eine theoretische, eine prinzipielle. Was die Gesetzgebung ausgesprochen hat, scheitert zum großen Teile in der verwaltungsmäßigen Durchführung, gleichsam an dem Widerstand des Mittels. Aber die fortschreitende Ermahnung unserer Ernährung erzwingt die Berücksichtigung der Maßregeln.

Wir müssen leben —

und wir können es auch. Wir müssen leben! Gegen diesen allerhöchsten Rechtstitel eines vom Unheil heimgeführten Volktes gibt es keinen Vorbehalt, kein unzerstörliches Privatinteresse. Wir können leben, die Scholle hat so viel getragen, daß wir bei gleichem Anteil aller uns einschränken, aber nicht darben müssen, wenn nur die Vorräte, die Scholle und Sonne im Verein mit menschlicher Arbeit bereitgestellt haben, auch herauskommen!

Es wäre zu ermarken gewesen, daß Gemeingefühl und guter Wille, daß nach dem Worte des Tacitus gute Sitten mehr vermögen als Zwangsgeetze. Es wäre voranzusetzen, daß die geistigen Führer aller Schichten, auf die es ankommt, in dieser Stunde eher Gemeinnutz als Eigennutz, eher Allgemeinpflicht als Privateigentum predigen und dem Staat

das lästige und schwierige Mittel des Zwanges ersparen. Und soweit es erspart bleiben kann, sind wir die letzten, es zu fordern.

Aber tausend Beispiele und die tägliche Erfahrung, alle öffentlichen Märkte wie der private Mittagstisch jedes ein-

zelnen beweisen, daß wir eines strengen Ernährungsregimes nicht mehr entzaten können. Die Massen des Volktes vermögen auf das Erzeugnis von Scholle und Sonne nicht zu verzichten und beanspruchen vom Sonnenlehen des Besitzes vollste Pflichterfüllung.

Von den Kriegsschauplätzen.

Während auf den der deutschen Heeresleitung unterstellten Kriegsschauplätzen anscheinend eine Kampfpause eingetreten ist, tobt die Schlacht in Ostgalizien weiter. Mann gegen Mann wird hier gerungen. In der Annahme, daß steter Tropfen auch im Kriege den Stein höhlt, setzen die Russen trotz aller bisherigen Mißerfolge ihre Durchbruchversuche fort. Unendliche Ströme Blutes werden in Ostgalizien und an der beharabischen Front vergossen und, wenn nicht alles trägt — vergeblich. Der Menschenfreund muß sein Haupt verhüllen angesichts des furchtbaren Mordens, das sich hier vor unseren Augen abspielt.

In Kamerun hat das Zentrum der deutschen Verteidigung, Jaunde, der englisch-französisch-belgischen Uebermacht weichen müssen. Außerordentlich lange und mit jäher Tapferkeit haben sich die Verteidiger dort gehalten, bis es schließlich nicht mehr ging. Kämpfend haben sie sich zurückgezogen.

Der Gewaltakt in Saloniki hat zu scharfen Protesten und Gegenmaßregeln der beteiligten Mächte geführt. Es scheint, als ob man die verhafteten Konjulu nicht internieren, sondern an die schweizerische Grenze bringen will. Was aber wird aus den übrigen Verhafteten? Will man diese wirklich entgegen allen Bestimmungen des Völkerrechts internieren? Diese Fragen bleiben noch offen.

In der Sache selbst ist nur dem zuzustimmen, was der „Trkst. Ztg.“ aus Berlin geschrieben wird: „Es klingt nicht unwahrscheinlich, was aus Athen berichtet wird, daß das Vorgehen des Generals Sarrail bezüglich der Nichtachtung der griechischen Souveränität vielleicht sogar den Trieb veranlaßt, die griechische Regierung vor die Entscheidung zu stellen, und dies nicht ein verzweifelter Versuch sei zu sehen, ob Venizelos Anhang irgend welchen Einfluß habe. Wir glauben, das kann man ruhig abwarten, und man wird auch nicht mehr lange warten brauchen. Die Entwicklung geht ihren Gang, langsam aber sicher, wie es bei militärischen Unternehmungen geboten ist, deren Erfolg von Anfang an nicht zweifelhaft sein kann. Es war bisher schon zu erwarten, daß die Griechen den bevorstehenden Angriff der Mittelmächte und ihrer Verbündeten ohne Einwand würden vollziehen lassen. Nach den neuesten Erfahrungen, die Griechenland, sein König und Volk gemacht haben und die sicher auch nicht ohne Rückwirkung auf die Stimmung in Offizierskreisen und der Armee bleiben, darf man annehmen, daß das ruhige Geschehenlassen das Mindeste ist, was von Griechenland zu erwarten ist. Die letzten Erfahrungen werden Griechenland hoffentlich auch die politischen Entscheidungen, von denen hin und wieder gesprochen worden ist, allmählich erleichtern. Konjulu verhaften, die auf neutralem Gebiet bei einer fremden Macht beglaubigt sind, ist kein Selbstenwid, sondern nur eine kruppellose Verletzung des Völkerrechts.“

Das Bestreben der englischen Regierung nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wird erklärt, wenn man erfährt, daß dem Derbyshire Werberuf — 651 160 unverheiratete Männer nicht gefolgt sind. Zu diese Zahl sollen nicht einbegriffen sein die zum Zweck der Munitionsherstellung usw. als unabkömmlich Erklärten. — Trotzdem wird wohl der Beschluß der englischen Regierung an dem Kriege nicht allzu viel ändern. England hat durch das Wehrbesystem trotz der vorerwähnten Ziffern ganz gewaltige Heeresmassen aufgebracht, wirklich aus dem Boden gestampft, und wird mit dem gesetzlichen Dienstzwang, der sich ganz selbstverständlich von der Rekrutierung und Musterung der Kontinentalstaaten noch sehr weit entfernt halten wird, nicht viel mehr erreichen, als es schon erreicht hat und mit der Pressung von Freiwilligen noch erreichen könnte. In Wahrheit ist der Entschluß, die Dienstpflicht „anzuführen“, nur eine von den

Lebenslügen mehr, mit denen man sich im Lager der Entente aus den Bitternissen des Augenblicks einen Ausblick in eine schönere Zukunft verschaffen möchte. Der Fetisch, den man anbetet, heißt die „Wendung“, die Wendung auf den Kriegsschauplätzen, die doch einmal kommen und auf irgendwelche Weise zu erreichen sein müsse. Einmal hätte die große Wendung bei den Dardanellen herbeigeführt werden sollen; dann mit der Expedition nach Saloniki, also durch Aufsuchung von neuen Siegesgelegenheiten, nachdem sich die so nahe liegende Gelegenheit im Westen nicht bewährt hatte. Jetzt kehrt man wieder zu dem Ausgangspunkt zurück: daß die zahlenmäßige Uebermacht hergestellt werden soll, der der Erfolg doch werden müsse. Aber in Wirklichkeit glaubt kein Mensch an die Million neuer Soldaten, glaubt niemand an die Wendung, und der Krieg wird nur fortgeführt, weil das Bekenntnis, diesen Krieg zwecklos unternommen zu haben, den Herrschenden zu schwer fällt.

Es macht in England und Frankreich kein Mensch den Mund auf, ohne zu beteuern, daß er bis ans siegende Ende kämpfen wolle. Aber schreit man so, wenn man Selbstverständliches zu sagen hat? Je lebhafter diese Kriegsentlossenheit beteuert wird, je feuriger die Siegeszuversicht sich ausspricht, desto sicherer, daß das, was man redet, bestimmt ist, den Widerspruch im Innern zu betäuben. Wohin wir blicken, nehmen wir wahr, daß der Kriegswille erschläft und das Friedensbedürfnis mächtig an sich willt. Wer das Wort Frieden ausspricht, wird als ein schlechter Bürger betrachtet, sagt der französische Kriegsminister. Müßte er so reden, würde er so reden, wenn das Wort Frieden niemand aussprechen wollte? Diese Beteuerungen und Beschwörungen bedeuten keinen Kriegswillen, sie sollen nur die tiefe und starke Friedenssehnsucht übertönen. Auch der englische Beschluß, die Dienstpflicht einzuführen, ist nur eine Demonstration, eine Demonstration gegen den Feind, dem ein „unerschütterlicher Kriegswillen“ vorgepiegelt werden soll. Aber da der Krieg im Bewußtsein der Menschen zusammengebrochen ist, was für England so sinnfällig der Mißerfolg der letzten Werbeaktion darzut, ist seine ungehemmte Fortdauer unmöglich geworden. Er wird nur nicht beendet, weil die Machthaber, die ihn auf dem Gewissen haben, die Abrechnung fürchten.

Die Stimmung in den Londoner Citzkreisen wird von einem eingeweihten holländischen Bankvertreter folgendermaßen geschildert: „Seit Kriegsausbruch sah ich an der Börse und in den Klubs nicht so viel besorgte Leute wie in den letzten Dezembertagen. Eine tiefergehende Bangigkeit hat die Londoner Handelswelt ergriffen. Ein leitender Beamter der Bank Dalziel sagte: „Wir beneiden Euch Holländer. Diesen unglücklichen Krieg brachte uns eine wichtige Regierung ein. Nun müssen wir mit, ob wir wollen oder nicht. Denn verlieren, das wäre Englands Ende. Aber warten Sie nur ein paar Monate, dann ist der Krieg zu Ende, und dann gedenken wir mit den Herren gründlich abzurechnen.“ Ein dem Schatzkanzler McKenna befreundeter Beamter einer anderen Bank sagte: „Die Dienstpflicht legt uns einen Strich um den Hals. Erwürgen lassen wir uns nicht. Wenn die Industrie und die Arbeiterschaft einem solchen Mittel zustimmen sollen, so verlangen wir als Rückversicherung, daß die erste günstige Friedensmöglichkeit von England und seinen Verbündeten ausgenutzt werden muß.“

Trotzdem der Russenatz in einer Ansprache an die Ritter des St. Georgs-Ordens wiederum erklärte, daß er nicht einen Frieden schließe, solange nicht der letzte Feind von russischem Gebiete vertrieben sei, herrscht in weiten Kreisen Russlands eine Kriegsmüdigkeit. In der Budgetkommission der

Munitionslieferungen an die Alliierten verzögert werden. Die Fabrikbesitzer versuchen, den Streik beizulegen.

Der Kongress zur Munitionsfrage.

Amerikanischen Blättern zufolge brachte Senator Kenyon im Kongress eine Vorlage wegen Besteuerung der Gewinne ein, die durch Lieferungen für Kriegszwecke nach Europa erzielt worden sind. Die Einnahmen aus dieser Steuer sollen für die nationale Verteidigung verwendet werden. Durch einen weiteren Gesetzentwurf, den Kenyon einbrachte, soll den Schiffen, die Munition befördern, verboten werden, Passagiere aufzunehmen. Kenyon erklärte, die Rüstungspläne in Amerika seien erst dadurch notwendig geworden, daß die fremden Nationen durch die amerikanischen Munitionsverkäufe gereizt wurden.

Deutsche Kriegsgefangene in Australien.

Der amerikanische Generalkonsul in Sydney hat das Gefangenelager in Parrina aufgesucht, wo 168 Deutsche und 5 Oesterreicher interniert sind. Es sind meistens Offiziere von Schiffen, die in australischen Häfen, in Singapur und anderen Häfen des fernsten Ostens aufgebracht wurden. Er berichtet, daß die Gefangenen in einer früheren Strafanstalt untergebracht sind und daß ihr Gesundheitszustand gut ist. Sie erhalten täglich 1 1/2 (engl.) Pfund Brot oder 1 Pfund Zwieback, 1/2 Pfund frisches Fleisch oder 1 Pfund Büchsenfleisch oder gekochener Fisch, 1/2 Unze Kaffee, 1 1/2 Unze Pfeffer, 9 Unzen gemischtes Gemüse oder 2 Unzen Käse, 1 Pfund Kartoffeln, 3 Unzen Zucker, 1/2 Unze Salz, 1 Unze Tee, 1/2 Pfund eingemachtes (Jams). Einige Gefangene arbeiten im Garten, aber die größere Mehrzahl von ihnen ist nicht beschäftigt. Zu körperlicher Bewegung haben sie reichliche Gelegenheit. Mit Ausnahme von 10 Gefangenen stehen sämtliche Gefangene unter Ehrenwort und dürfen sich zu irgend einer Zeit zwischen 9 1/2 Uhr vormittags und 5 Uhr nachmittags ohne Wache zwei (engl.) Meilen weit vom Lager entfernen. Außer anderen Unterhaltungsgegenständen steht ihnen ein geräumiger Platz zum Fußballspielen zur Verfügung. Nach einer Mitteilung der englischen Regierung ist jedem Gefangenen gestattet, wöchentlich einen Brief, der aber nicht mehr als 150 Worte enthalten darf, und eine Karte in deutscher Sprache abzuschicken. Englisch geschriebene Briefe haben bei der Zensur den Vorrang.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, 5. Januar.

Der Bürgerausschuß wählte in seiner heutigen Sitzung in die Kommission zur Vorprüfung des Haushaltsplanes für 1915, Dr. Ziehl, Böhs, Hoff, von Schad, Glajau und Langenhein. Der Bürgerausschuß zur Mitgenehmigung empfohlen wurden folgende Senatsanträge: Gewährung einer Altersunterstützung von 2000 Mark pro Jahr an den Bureauangestellten, Nachbewilligung von 17.27,27 Mark für die Betriebsbehörde und Ausgliederung der Baurechnung (Nachbewilligung 12.577,70 Mk.) für 1914. Mitgenehmigt wurden: Nachbewilligungen auf budgetmäßige Ausgaben des Erbschaftsteueramtes, auf Bureaukosten des Oberverwaltungsamtes (895,41 Mk.) auf budgetmäßige Ausgaben der Finanzbehörde (2556,14 Mk.), der Strafanstalt Lauenburg (468,58 Mk.) auf die Kosten der Verlegung der Sommerkassensitzung in den Städtischen Kurjaal (214,43 Mk.) und Uebernahme des Fortbildungstrages der kaufmännischen Fortbildungsschule für das Schuljahr 1914/15 (5183,71 Mark).

40 Jahre Standesamt. Man schreibt uns: Am 1. Januar waren 40 Jahre verflossen, daß im lübeckischen Senate die noch dem Reichsrecht vom 6. Februar 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung zu errichtenden Standesämter ihre Tätigkeit aufnahmen. Für die Stadt Lübeck war diese Einrichtung allerdings nicht neu, da hier bereits seit 1875 ein Zivilstandesamt bestand, das von den Franzosen eingerichtet und bewahrt wurde. Nur die Eheschließung (Standesamt) durch einen Beamten, den Standesbeamten, war für Lübeck neu. Für den lübeckischen Staat wurden die noch jetzt bestehenden 12 Standesämter gebildet. Der erste Standesbeamte für die Stadt Lübeck war der vor 2 Jahren verordnete damalige Oberbeamte des Stadt- und Landamts Herr Dr. Guisek. Von seinen Stellvertretern ist nur noch der stellvertretende Standesbeamte Herr Friedrich Nürnberg im Amt, von den ländlichen Standesbeamten ist es nur noch Herr A. Wüst in Wust, der von Anfang an beim dortigen Standesamt tätig war. Von den 1875 ernannten Standesbeamten leben ferner noch die früheren Landeswirte Herr Friedrich Böge in Schlutup und Herr Heinrich Körtger in Weibendorf.

Einen Gefangenentransport in Polen schildert Genosse Max St. in folgendem an uns gerichteten Feldpostbrief:

Wielkop, den 25. Dezember 1915.

Lieber Freund!

Am heutigen ersten Feiertag ist es ein Jahr her, daß ich mit noch sechs Kameraden mit einem 450 Mann starken Trupp russischer Gefangener von der Piliza in Krowlowa eine siebenstägige Reise antrat. Dies will ich Dir noch in einem Feldpostbrief mitteilen, weil es Dich vielleicht interessiert, zu sehen, wie es vor sich ging. Ich habe das zwar schon in einem andern Feldpostbrief kurz gestreift, aber ich halte es im Interesse der Sache für nötig, ausführlicher zu schreiben.

Das erste Weihnachtsfest im Felde ist für mich das traurigste in diesem Feldzug gewesen. Obwohl ich es nicht am Orte verlebte, bleibt es doch das Erinnerungswort in meinem Leben. Kurz vor dem Mittagessen kam der Wachtmeister und fragte, wer Lust hätte, Gefangene wegzubringen. Einige meldeten sich, darunter auch ich. Es sollte nicht weit gehen, hieß es erst. Ihr braucht keinen Hafer und Proviant mitzunehmen, war die Antwort auf unsere diesbezügliche Frage. Wir ließen die Sache auf sich beruhen und rüsteten uns zum Aufbruch. Am Dorfausgang zur Feuerlinie sammelten wir die Slawenöhne des Jaren und trauten wie ein Zug Verbannter nach einem unbekanntem Ziel fort. Wo eigentlich die Reise hin gehen sollte, wußten wir nicht. Aber nach einer Ziegelei wurde der Marsch zunächst angetreten. Es ging langsam vorwärts. Frostwetter war eingetreten nach wochenlangem Schneewetter. Am Dorfeingang nach Glinitz zu unterbrach schon die russische Regellosigkeit unsern Marsch, indem viele ab und zu ins Holz liefen und allerlei Bedürfnisse verriechten. Dies hat den ganzen tagigen Marsch fortgedauert. Es war das recht unerquidlich für uns, denn wir mußten ins Gehölz nachreiten und so lange warten. In der vierten Nachmittagshunde gelangten wir auf der Ziegelei an. In einem jugigen Ziegeschuppen wurden die Leute untergebracht. Wir teilten erst ab, aber kamen bald zur Einsicht, daß wir dort nicht verbleiben konnten. Inzwischen kamen noch mehr Russen hinzu, auch ein Unteroffizier von der Landjägerinfanterie mit noch mehreren Leuten. Diese mußten die Gefangenen verpflegen und bewachen. Wir aber mit unserm Unteroffizier und drei Mann ritten nach einem einzeln liegenden, 10 Minuten entfernten Gehöft. Dort trafen wir es gut an und erhielten Quartier. In einem schönen massiven Stall machten wir es uns bequem. Die Pferde standen warm und auch wir schliefen neben ihnen warm und gut. Am Morgen ging der inzwischen noch mehr angewachsene Trupp weiter. Einige deutschsprachige Gefangene aus der Schwarzenmeerzone waren mit noch einem Juden darunter. Darauf wurde es uns ermöglicht, einiges zu erfahren. Ging es am ersten Tage schon langsam, so ging der Marsch jetzt aber im Schneetempo. In allen Schneewasserplätzen holten die unvermutheten Leute Wasser und tranken. Rarum Nebenhanden, wurde flugs ein Beutel voll mitgenommen und roh verzehrt. Unser Pferd kannten das Schneetempo nicht, wir mußten der Kälte halber oft absteigen und sie führen. Am Abend kamen wir ins Quartier einer kleinen Hütte, brachten die Gefangenen nach einem Vorwort außerhalb der Stadt und verschwand in den Häusern. Der leitende Unteroffizier wußte eine Menge Laibe Brot für die Gefangenen in der Stadt anzukaufen und verteilte. Wie er uns am andern Morgen sagte, fand die Leute vor Hunger wie die Heuschrecken

darüber hergefallen. Einzelne haben ein Brot von circa sechs Pfund mit einer Unmenge Kartoffeln verzehrt. Arme Kerle! Wir sieben Mann inklusive Unteroffizier quartierten uns in zwei Gehöften ein und erbaten uns von einem Unteroffizier der Etappe ein paar Brode und einige Büchsen Fleisch. Es ging uns somit einigermaßen. Aber die Einwohner, meist Juden, litten unter dem Brotmangel entsetzlich. Morgens in aller Frühe, es graute noch, kam schon eine junge Jüdin, Mutter von mehreren Kindern, und bat mich in unserm Stall um Brot, das aber nur in geringen Mengen vorhanden war. Das Meißel packte mich, ich öffnete die Pachtisch und gab ihr einen Kanten älteren noch genießbaren Brotes, womit sie, den Himmel dankend, verschwand. Deutsche Soldaten gute Menschen, sagte sie. Damit war ich ärmer und mußte zusehen, wo ich was wieder bekam, jedoch erhielt ein Soldat leichter ein Stück Brot als ein Zivilperson. Wir haben uns durchgeschlagen. Der Marsch setzte sich langsam vorwärts, der Magen war gefüllt und wir gestärkt. Wenige Kilometer wurden zurückgelegt, kaum 20 an Zahl. Den dritten Abend gelangten wir mit unsern Gefangenen wieder in einem Städtchen an, bei dem sich ein adliges Gut befand. Dort brach aber der Hunger wieder gewaltig bei unsern Anvertrauten aus. Es gab eine wahre Hungerrevolte, wußte Szenen spielten sich auf dem Gutshof ab. Den Wölfen gleich stießen sie über das von den Juden gekaufte Brot her. Alle Disziplin und Ordnung hörte auf. Zwei Gefangene hatten einen Laib Brot gefaßt, keiner ließ los, jeder wollte ihn haben, zuletzt schlugen sie sich, bis wir mit einem energischen Donnerwetter dazwischen trafen. Einer von den beiden — der schwächere — kam weinend zu uns und klagte mir auf russisch das Leid. Die Kampfphäre mußten den Laib teilen. Am nächsten Morgen wiederholte sich die Szene wieder. Die Juden hatten durch das Gitter Brot an die Gefangenen zu Wucherpreisen verkauft. Einer der Leute hatte einen Kubel bezahlt und ein anderer das Brot genommen. Nun stand der arme Teufel ohne Brot da und war das Geld abgedreht los. Mit Wut und Zorn holten wir den Juden herein, ein Brot zur Strafe und kein Geld war der Lohn für seine Handlungsweise. Der Mann hatte sein Brot und dankte demüthig.

In einem prächtigen Stall mit Fliesen an den Wänden und mehreren Ställen, gegen wir auf dem Gute und aßen und schliefen in einer großen Pferdebox, alle Mann. Doch bevor wir zur Ruhe gingen, mußte noch Umschau gehalten nach Heu und Stroh. In einer erschöpfenden Scheune fanden wir alles. Das Stroh mußte geschnitten werden. Die Not erforderte das. Die Pferde mußten die Nacht bekommen. Im Gutshof fanden wir die größte Unordnung. Die Scheunen zerfallen, das meiste von Heu gestohlen, verrotten und verbrannt, nur eine für uns nicht lesbare Schilderung fand im gut erhaltenen Särrant unverfehrt da. Die Spiegel waren zertrümmert und der Keller des Inhalts beraubt. Die Juden besahen wir in der Stadt auch, tranken Tee und lauchten auf uns, was zu haben war. Sauberkeit war nicht bei diesen Leuten vorhanden.

Bei unserer Entlassung und etwas Frost zog die traurige Karawane von Sankt an Schützengartenlauf und Schützengraben vorbei, der polenfeindliche Satz mit Munition massenhaft besät. In der Stadt Sankt Petersburg war total niedergebrannt, nur wenige Häuser waren noch am Morgenhimmel hinauf, als ein wenig Regen über die Zerstörung. Zum zweiten Male kam ich in der letzten Nacht nach Babianice mit ihren vielen Deutschen. Von dort ging unser Ziel. Die Gefangenen wurden uns abgenommen und in einem Schulgebäude untergebracht. Wir hatten das leuchtende Kommando los. Aber ein Glend aus den Augen, sah ich was andere gleich wieder. Die arme Bevölkerung ausgezehrt, hungrig und sich am Körper und Geist, stand morgens vor der östlichen Kommandantur und stehle um Brot. Die Hände von uns hatten alle Hände voll zu tun, um nur das Notwendigste im Leben — das tägliche Brot — zu geben. Es spielten sich dabei herzerregende Szenen ab, die ich nicht alle wiedergeben kann. Eine junge deutsche Frau mit einem kleinen Knaben auf dem Arm, erblickte uns ihre Not. Der Mann, Tischler von Beruf, hatte gut verdient. Da kam der Krieg, der alles Familienglück über den Haufen warf. Der Mann wurde als deutscher Zivilgefangener nach unbekanntem Ort abgeführt. Nun stand die Frau, ohne jegliche Abnung über den Verbleib ihres ehemaligen Familienoberhauptes, ratlos und ohne Mittel da. Mit dem kränklichen Kinde wollte sie nach den in Dirschau wohnenden Eltern, hatte aber keine Fahrgeldigkeit. Durch Vermittlung eines Feldwebel-Leutnants wurde ihr eine Bescheinigung ausgestellt und sie in ein gerade abfahrendes Automobil gebracht. Wir gaben ihr alle etwas Geld, dem Knaben Zucker und sonstiges für uns entbehrliches an Eßbarem. Der größte Dank war der Lohn und wir deutschen Soldaten hatten die wahre Christenpflicht an einer hilflosen Frau erfüllt. Ja, die Deutschen waren noch lange keine Barbaren! Aber das schließende Glend in dieser Stadt war entsetzlich. Frauen verkauften sich, um Kindern Brot zu geben. Auch etwas Mitleidliches in diesem Fabrikanten. Wir nahmen einen Kuhstall, verpflegten uns durch das Proviantamt und verschwand. Bei einer deutschen Familie wurde übernachtet, die schon monatelang nur von Kartoffeln lebte. Wir gaben, was wir an Eßbarem entnehmen konnten. Die Freude der Leute war unbeschreiblich. Die Vorkämpfer kamen aus der Chemnitzer Gegend und waren alle Weber. Mit den größten Segenswünschen jogen wir von dannen. Im flotten Tempo ging es hinaus; nur zwei Nachquartiere brauchten wir bis zur Eskadron, die noch an der Feuerlinie lag. So endete dieser Gefangenentransport, über den noch manches zu schreiben wäre. Mandes habe ich abgesehen übergegangen, aber das Gedächtnis genügt, um einen kleinen Ueberblick zu erhalten. Mandes habe ich nur kurz angedeutet, damit du dich mit samt den Lesern in das Andere hineinsetzt. Viele Dinge lassen sich in Worte gar nicht fassen. Somit schließe ich diesen Brief am zweiten Feiertag bei Tauwetter. Ungeheure Schneemassen fielen gestern und vorgestern. Keine hundert Meter war im Schneegestöber zu sehen. Den heiligen Abend und ersten Tag gut verlebt. Mit freundlichem Gruß Dein Freund M. St.

In Staatsrechnern und Abgaben gingen im Monat November 1915 beim hiesigen Steueramt ein: Einkommensteuer 1.62.190,63 Mk., Gewerbesteuer 2.266,36 Mk., Vermögensteuer 7,5 — Mk., Grundsteuer 2.549,16 Mk., Erbschaftsteuer einschließlich Erbschaftsabgabe und Zuschläge zur Reichserbschaftsteuer 14.846,50 Mk., Veräußerungsabgabe 3.773,17 Mk., Stempelabgaben 4247 — Mark, zusammen 1.115.577,82 Mk. gegen 1.083.713,16 Mk. vom 1. April bis Ende November 1915 gingen insgeamt 4.225.285,48 Mk. ein gegen 4.927.454,49 Mk. im gleichen Zeitraum des Vorjahres; die Mindereinnahme 1915 belief sich demnach auf 102.169,01 Mk.

Die Ortskrankenkasse in Lübeck hatte am 1. Januar 1916: 2978 Mitglieder, darunter 155 Mitglieder von Erbschaften, deren Rechte ruhen, gegen 28.758 im Jahre 1915. Auf Männer entfielen davon 16.860 (1915: 18.322), auf Frauen 13.118 (1915: 10.436). Erwerbsunfähig krank waren am letzten Dezember: Männer 532 (1914: 546) und Frauen 471 (1914: 381). Ausweiskarte für Familienangehörige zur Inanspruchnahme ärztlicher Behandlung wurden im Dezember 1897 (1914: 2035) erteilt. Sterbepflicht wurde im Dezember für Mitglieder in 25 Fällen, für Angehörige in 29 Fällen gezahlt. Abtretungen erwerbsunfähiger Mitglieder gegen die jagungsmäßigen Verhaltungsmaßnahmen waren in 32 Fällen mit Strafe zu belegen. Die freiwilligen Kassenbeiträge müssen Mittwoch und Donnerstag rüchlich in den Vormittagsstunden entrichtet werden.

Blindenvereinigung in Lübeck. Es ist in Aussicht genommen, die Blinden des lübeckischen Stadtgebietes zu einer Vereinigung zusammenzufassen, um nach Möglichkeit ihre Ausbildung und ihre Erwerbstätigkeit zu fördern, um sie mit geeigneter Beschäftigung zu versehen und um etwa somit in Frage kommende Fürsorge für sie ausüben zu können. Mit Rücksicht hierauf ist es erwünscht, daß die Namen sämtlicher im lübeckischen Stadtgebiet verbliebenen Blinden alsbald dem öffentlichen Arbeitsamt, Postfach 1, mitgeteilt werden. Die Mitteilung kann mündlich, schriftlich oder durch Fernsprecher 445 erfolgen.

Gesperret ist vom Polizeiamt der auf dem Brodiesen Steilufer entlang führende Fußweg, weil dort Gedrüsche zu erwarten sind.

Was gefunden wurde. Im Monat Dezember v. J. sind beim Polizeiamt als gefunden eingeliefert bzw. angezeigt und nicht wieder abgeholt: Mehrere Geldbörsen und Geldstücke mit Inhalt, sowie lose Geldbeträge, 1 gold. Medaillon, 1 gold. Kramatennadel, 1 gold. Anhänger, 1 silberne Damenbr., 1 silbernes Armband, mehrere Broschen, 2 silberne Rocknadeln, 1 Eisenkamm, 1 Paket mit Taschentüchern, mehrere Kinderpelztragen, 1 Herrenschuh, 1 Militärmütze, 1 Brieftasche mit Inhalt, 1 Dreibrütem, 1 Sportwagen, 1 Waff und 1 Tragkorb.

Sammlung Vaterlandsbank. Man schreibt uns: In 9 Kisten, Rohgewicht 291 1/2 Kilo, ist das Ergebnis der in Lübeck vom Nationalen Frauenverein veranstalteten Sammlung aller Gold- und Silbergegenstände in der Verarbeitungsstelle Altona eingetroffen. Die dortige sehr vorsichtige Schätzung gibt den Wert auf 20.000 Mark an, er dürfte sich aber nach Ansicht hiesiger Sachverständiger als beträchtlich höher herausstellen. Dazu kommen noch etwa 1200 Mark, die teils der Sammlung bar gespendet, teils aus dem Verkauf einiger Sachen gelöst worden sind. Auch das hiesige Museum für Lübk. Kunst- und Kulturgeschichte hat einige Gegenstände erworben. Der schöne Erfolg der Sammlung wird gewiß allen Spendern eine Freude sein, um so mehr, da die meisten Gegenstände ohne Gebrauchswert waren: große Mengen zerbrochener Töpfe, eine enorme Anzahl von alten, meistens silbernen Taschenuhren, alte Schmuckgegenstände in Gold und Silber. Von der Verarbeitungsstelle geht das gewonnene Silber an die Kaiserl. Münze, das Gold an die Reichsbank, der auch die gespendeten ausländischen, aber nicht mehr gültigen Goldmünzen abgeliefert sind. Der Gesamterlös wird der Nationalstiftung zum Besten der Hinterbliebenen unserer Gefallenen überwiehen. Um Ordnung halten zu können, ist es dringend erwünscht, daß endlich die noch nicht abgelieferten Sammelbücher und Spenden der Geschäftsstelle, Koedstraße 1a, zugesandt werden, da für fehlende Sammelbücher oder Spenden keine Ringe bestellt werden können. In betreff der für Lübeck und Umgegend erforderlichen 7-8000 Ringe schreibt die Geschäftsstelle Vaterlandsbank, Berlin, neuerdings: „Was die Ringe anbelangt, müssen wir Ihnen leider mitteilen, daß wir augenblicklich sehr wenig Vorrat haben, besonders in den gangbaren Weiten. Sie sind so knapp, da das Eisen für Heereszwecke beschlagnahmt worden ist. Wir müssen natürlich mit unteren Rängen zurücksehen, da Heeresbedarf viel wichtiger ist. Die Spender müssen sich daher noch etwas gedulden. Ringe bekommen alle auf jeden Fall. Das bitten wir den freundlichen Gebern mitzuteilen!“

Hamburg. Schiffsunglück auf der Alster. Als das auf der Fahrt von Winterhude nach dem Jungfernstieg befindliche Dampfer „Adler“ sich in der Nähe der Anlegerstraße bei der Auguststraße befand, erscholl ein heftiger Knall aus dem Maschinenraum, aus dem dichter Wasserdampf herdrang. Erst als das Ausströmen des heißen Dampfes nachzulassen begann, war es möglich, den Maschinenraum zu betreten. Hier wurde der Maschinist Leick vollständig verbrüht vorgefunden. Da das Schiff durch den Verlust des Dampfes bewegungsunfähig geworden war, mußte ein herbeigekommener Schleppdampfer das Schiff nach der Anlegerstraße am Jungfernstieg bringen, nachdem der schwerverletzte Maschinist gelandet worden war. Er wurde dem Hafentraktenhaus zugeführt, wo er bald nach seiner Einlieferung an dem Brandwunden gestorben ist. Von den Fahrgästen ist glücklicherweise niemand zu Schaden gekommen.

Riel. Schweinemästung im großen. Für die Provinz Schleswig-Holstein steht eine Schweinemästung großer Stils bevor. Der preussische Staat hat den Schweinemästern zur Fütterung der in der Provinz vorhandenen Schweine 300.000 Zentner Futtermittel zur Verfügung gestellt, und diese haben sich verpflichtet, von Anfang Februar bis Ende März 60.000 Schweine für die Großstädte und Industriebezirke im Mindestgewicht von 210 Pfund zu liefern. Bei einem Gewicht von 250 Pfund wird eine Prämie von 10 Mark, bei einem Gewicht von 275 Pfund eine Prämie von 15 Mark gezahlt. (Auch in den anderen Provinzen werden im Verhältnis Schweine gemästet, im ganzen 500.000.) — Gerechte Strafe. Auf Anordnung des Landrates in Bön wurde das Geschäft eines Bäckermeisters in Laboe polizeilich geschlossen. Der Bäckermeister hat fortgesetzt die Vorschriften über die Verwendung von Mehl überschritten. Es ließ auf, daß er sehr viel Mehl ohne Mehlarten verkaufte, das er als „ausländisches“ bezeichnete. Nachforschungen ergaben aber, daß er sich ein größeres Quantum Mehl von einem Landmann verschafft hatte, von dem es bei der Getreidebestandsaufnahme verheimlicht worden war. Für das von einem Müller in der Umgegend hergestellte Mehl nahm der Bäcker 40 Pfg. für das Pfund, und auch für Mehl von der Gemeinde nahm er diesen hohen Preis. Der Betrieb des Müllers wurde unter Aufsicht gestellt und das Geschäft des Bäckers, wie bemerkt, völlig geschlossen. Die drei Beteiligten, Landmann, Müller und Bäcker haben selbstverständlich auch noch gerichtliche Bestrafung zu erwarten.

Theater und Musik.

Stadttheater. In der gestrigen Aufführung von Mozart's köstlicher Oper Die Hochzeit des Figaro sang gestern Fräulein Saitz erstmalig die Gräfin, nachdem sie früher das Fräulein und den Oberstin dargestellt hatte. Wenn auch eine sehr begreifliche Befangenheit die junge Künstlerin an der vollen Entfaltung ihrer stimmlichen und darstellerischen Kräfte noch hinderte, so war ihr Spiel doch von natürlicher Anmut getragen und ihr warmes, wohlklingendes Organ gerade für diese nicht leichte, aber dankbare Partie wohl geeignet. Fräulein Saitz bot eine für die Zukunft vielversprechende, Anerkennung erfordernde Leistung. Als Dr. Bartolo war für Herrn Schärer Herr Weisler eingetreten, der anscheinend über recht ansehnliche stimmliche Mittel, aber nicht über den für einen Buffo nötigen Humor verfügte.

Neueste Nachrichten. Die Kriegslage.

WSB. Großes Hauptquartier, 5. Januar. (Mittl.) Westlicher Kriegsschauplatz. Artillerie- und Minenkämpfe an mehreren Stellen des Front. Ostlicher und Balkan-Kriegsschauplatz. Die Lage ist unverändert. Oberste Heeresleitung. München, 4. Januar. Die Orte Steinfeld, Treppendorf und Wiesenfels in Franken in der Nähe von Bamberg wurden gestern von einer Windhose schwer heimgesucht. Der Schaden ist ziemlich groß. Hunderte von Häusern sind beschädigt. Einige Dorfbewohner wurden tödlich verletzt. In Steinfeld wurden etwa 50 Häuser abgedeckt. In Treppendorf steht nur noch ein Haus. Tausende von Bäumen wurden abgeknickt. Verantwortlich für die Kritik Lübeck und Nachbargebieten sind die mit P. L. gekennzeichneten Artikel. Paul Saitz, für den die anderen Beiträge Johann Stelling. Verleger: P. L. Schwarz, Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Inventur-Ausverkauf

Jeder Kaufmann ist gezwungen, am Ende des Jahres eine gründliche Revision seiner gesamten Läger vorzunehmen. Um die Läger gesund zu halten und Platz für die eintreffenden Frühjahrs-Neuheiten zu schaffen, muss ein grosser Teil der Waren im Preise bedeutend herabgesetzt werden. Die von mir vorgenommenen Preisherabsetzungen sind in diesem Jahre

ganz besonders grosszügig!

Mein diesjähriger

INVENTUR-AUSVERKAUF

soll mit den Beständen von Winterware restlos aufräumen und sind die von mir durch enorme Preisherabsetzungen

gebotenen Vorteile ganz hervorragend.

Ich bitte um Beachtung meiner Schaufenster- u. Innen-Auslagen.

Rudolph Karstadt

Vorschuß- und Spar-Vereins-Bank in Lübeck.

Annahme von Spareinlagen.

Verzinsung 3 1/2 %.

festе Belegung nach Uebereinkunft.

Bis zum 10. Januar eingezahlte Einlagen werden vom 1. Januar ab verzinst.

Verkauf lebender Butt
vom Rest aus
am Donnerstag, d. 6. Januar
abends von 8 Uhr ab an der
Hofstrasse
Straßenbahn
Haltestelle
Bis 30 Pfg. (35)

Sozialdemokratischer Verein Lübeck.

Im Jahresringe verlor
unser Genosse

Hans Jürgens.

Gute seinen Angehörigen!

Die Beerdigung erfolgt
am Donnerstag nachmittag
2 1/2 Uhr auf dem Sommer
Friedhof. Die Mitglieder
kommen bis 2 1/4 Uhr
im „Sänger-Club“.
(33) Der Vorstand.

Emma Müller

geb. Zell
im jungen Alter von 33
Jahren, hat heimlich von
ihrem Gatten

Paul Müller verstorben.

Lebend, am 4. Jan. 1916.

Lebend, 15.

Die Beerdigung beginnt
am Freitag, dem 7. Januar,
um 11 Uhr, in der Kapelle
Sommer.

(30)

Bestischer Transportwagenverkauf

Zehnte Auflage.

Todes-Anzeige!

Der Angehörigen die trau-
rige Nachricht, daß unser
eltes Mitglied

Hans Jürgens,

Lebend,

im Alter von 36 Jahren

gestorben ist.

Gute seinen Angehörigen!

Die Beerdigung findet am

Donnerstag, d. 6. Januar,

nachmittag 2 1/2 Uhr, am

der Kapelle des Sommer-
Friedhofes auf dem „Som-
mer-Friedhof“.

Die rege Beerdigung er-
folgt.

(37) Der Vorstand.

Geht zum 15. Januar ein
Transportwagen, nicht mehr
zu haben.

Preis 200 Mk. (32)

Der 2. Jan. - Wohnung

am 1. April zu vermieten.

Die besten Angebote nach 7 Uhr.

(33)

Neue Wohnung jetzt ge-
mietet.

Preis 150 Mk. (35)

Der 2. Jan. - Wohnung am
1. April zu vermieten.

Die besten Angebote nach 7 Uhr.

(33)

Neue Wohnung jetzt ge-
mietet.

Preis 150 Mk. (35)

Der 2. Jan. - Wohnung

am 1. April zu vermieten.

Die besten Angebote nach 7 Uhr.

Der Ausstoß unseres

Bockbieres

beginnt am

Donnerstag, dem 6. Januar 1916.

Aktienbrauerei Lübeck

Brauerei Walkmühle, H. Lück

Hansa-Brauerei Aktien-Gesellschaft

Lübecker Vereinsbrauerei e. G. m. b. H.

Glasarbeiten

aller Art off.
D. Tauschig, Glashandl.,
Fleischhauerstr. 35, Fernr. 2808

Drucksachen aller Art
liefert schnellstens
Buchdr. Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 46.

Lübecker Sanitätskolonnen
vom Roten Kreuz.

Vierter Wohltätigkeitsabend
am 10. Januar 1916
abends 7 1/2 Uhr

im **Kolosseum.**
Gesangliche, deklamatorische u.
instrumentale Vorträge.

Zum Schluß: (48)

Die Schöne Galathee.

Eintrittskarten zu Mk. 1.— und
50 Pfg. bei Herrn Hugo Becker,
Glockengießerstr. 1, im Kolonnen-
haus, Schildstr. 10, bei den Mit-
gliedern und an der Abendkasse.

Stadttheater.

Mittwoch, 5. Januar 1916.
Anfang 7 1/2 Uhr.

Maria Stuart

Von Friedrich v. Schiller.
Donnerstag, 6. Januar 1916.
Anfang 8 Uhr.

Auf vielfachen Wunsch:
Gastspiel v. Stanislaus Fuchs.

Ein Sommernachtstraum

von W. Shakespeare.
Zettel, der Weber — Stanislaus
Fuchs.

Freitag, den 7. Januar 1916.
Anfang 8 Uhr.

Das Musikantenmädchen

Operette von G. Janin.

Rohrmöbel

In neuen u. gelassenen Stücken
gegen gute Preise zu haben
gehört. Angebote unter G F 5
an die Capel. d. H. (45)

Beerdigungs-Institut Fielitz

H. Grimm
Wickelstr. 49, Fernruf 1424
Uebernahme ganzer Beerdig-
ungen u. Feuerbestattung.
Leberführungen
mit eigenen Transportwagen.
Großes Lager von Särgen und
Einwickelungen jeder Art.

Der deutsche Arbeiter und sein Vaterland.

Von Konrad Haenisch
(Mitglied des Preussischen
Abgeordnetenhauses.)
Preis 10 Pfg.
Buchdr. Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 46.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Der wirtschaftliche Beitrag,

der aus 15 Reichstagsabgeordneten besteht, tritt am 8. Januar zu seiner ersten Sitzung zusammen. In der Folge ist beabsichtigt, jeden Sonnabend eine Sitzung abzuhalten. Den Vorsitz führt Staatssekretär Delbrück, der zu den Sitzungen auch Mitglieder des Bundesrats beiziehen kann. Die sozialdemokratische Fraktion ist vertreten durch die Genossen Ebert, Molkenbühr, Schmidt (Berlin) und Bauer (Breslau).

Kriegsbilder.

Sechzig Stunden lebendig begraben.

Ueber die aufregende, leidvolle unterirdische Wanderung zweier durch eine deutsche Mine verschütteter französischer Pioniere bringt der „Temps“ einen anschaulichen Bericht. Am 30. Oktober wurde im Artois, in der Gegend des „Labyrinth“, von den Deutschen zwischen den beiden Gräben eine Mine zur Explosion gebracht, die eine von der französischen Seite angelegte Sappe vollständig verschüttete. Im Augenblick der Explosion arbeiteten zwei bretonische Minenpioniere namens Maubuit und Cadoret in einer Entfernung von 28 Metern vom Eingang am Kopf der Galerie. Nach einer starken Erschütterung, die von einem augerblendenden Blitzstrahl begleitet war, konnten sie, da ihre Kerze noch brannte, bemerken, daß das Reststück der Galerie, in der sie sich lebendig eingemauert sahen, noch 2 1/2 Meter Länge in der Bewegungsfreiheit gewährte. Maubuit stellte fest, daß seine Uhr um 9 Uhr 55 Minuten stehen geblieben war. Die beiden Verschütteten machten sich unverzüglich daran, sich zur Oberfläche durchzuarbeiten, indem sie die verschüttete Sappe freizumachen suchten. Aber die Erde, die sie ausklopfen wollten, wurde infolge des Druckes, den die Explosion ausgeübt hatte, immer härter und schwerer zu bearbeiten. Da es ihnen überdies immer mehr Mühe machte, Atem zu holen, glaubten sie, daß sie sich leichter herausarbeiten könnten, wenn sie nicht nach oben, sondern in der Quere einen Gang in der Richtung der französischen Linie trieben. Die Arbeit war in diesem Falle zwar schwerer und langwieriger als die eines vertikalen Ganges, aber sie sicherten sich dadurch in jedem Falle vor der Gefangenahme durch die Deutschen. Bald war die Luft so weit aufgebraucht, daß ihre Kerze erlosch und die Streichhölzer nicht mehr Feuer fingen. So sahen sie sich gezwungen, in völliger Dunkelheit den Versuch zu wagen, einen „Kamin“ in schräger Richtung gegen die Bodenbohle hin zu graben, wobei der eine der Arbeitenden genötigt war, auf den Rücken seines kranken Kameraden zu steigen. Sie rebeten einander ununterbrochen Mut zu und sangen, um sich Mut zu machen, in der Nacht ihres Gefängnisses bretonische Volkslieder. Nach langen hängen Stunden hatten sie das Gefühl, daß ihnen durch einige Erdrisse etwas Luft zugeführt wurde, die ihren Lungen ein freieres Atmen gestattete. Das Auftauchen eines Leuchtkäfers nahmen sie als große Kunde, daß sie der Oberfläche der Erde nahe gekommen waren. In der Tat bewirkte ein Spatenstoß eine Öffnung, durch die die Luft eindrang und durch die die beiden Soldaten die Sterne am Himmel erblickten. Es war mitten in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober. Ohne ihre Raiblittheit zu verlieren, hielten sie mit der Arbeit ein und horchten. Bald wurde ihnen klar, daß in unmittelbarer Nähe Deutsch gesprochen wurde. Nun sahen sie auch, daß die Schutzwehr, die sie mit dem Arme erreichen konnten, die eines feindlichen Schützengrabens war. Sofort war ihr Entschluß gefaßt. Sie tauchten im Boden wieder unter und begannen das schwere Werk, eine neue, horizontal laufende Sappe zu graben, selbstverständlich in der entgegengesetzten Richtung von der deutschen Schutzwehr, in der Hoffnung, auf diesem Wege die französischen Linien zu erreichen. Nach Maßgabe des verfügbaren Raumes schaufelten sie das Erdreich heraus und waren es in den zwei Meter freien Raum, der hinter ihnen blieb, und der ständig kleiner wurde. So arbeiteten sie, sich durch lange Pausen stützend, mit äußerster Anstrengung weiter, und erst in der zweiten Nacht, der vom 31. Oktober bis zum 1. November, hatten sie die Genug-

tuung, daß ihr unterirdischer Weg in den Trichter von 11 Metern Durchmesser mündete, den die deutsche Mine zwischen den beiden Linien in den Boden gemöhrt hatte. Aber die Nacht war zu klar, als daß sich die beiden als Maulwürfe betätigten Soldaten hätten herauswagen dürfen. Das hätte geradezu Selbstmord bedeutet und so beschloßen sie denn, die Dunkelheit der nächsten Nacht abzuwarten. Ihre Kleider hingen in Fetzen herab und wurden nur durch die Binden gehalten, die die beiden Soldaten unter Benutzung ihrer Wadengamaschen um sich gewickelt hatten. Wollte zwei Tage hatten sie nichts zu essen und zu trinken gehabt. Während des ganzen Tages explodierten in der nächsten Nähe ihres Grabens Granaten. Völlig erschöpft und am Ende ihrer Kraft angelangt, kauten sie an Wurzeln und bemühten sich, in einer Erdspalte etwas Regenwasser aufzutreiben, um den Durst ein wenig zu beschwichtigen. In der dritten Nacht endlich, am 1. November um 11 Uhr, wagte es Maubuit, an die französische Linie heranzukriechen. Zwar wurde er vom Posten an der Gurgel gepackt und gewürgt, aber es gelang ihm im letzten Augenblick, sich zu erkennen zu geben, während der ihm nachfolgende Cadoret, der das Gleichgewicht verloren hatte, in den Vortraben stürzte, der von den durch den Lärm alarmierten Deutschen beschossen wurde. Aber von den Armen seines Kameraden gestützt, gelang es ihm, unverletzt über die Brustwehr zu klettern und in den französischen Graben zu fallen, wo die beiden Erschöpften von den Kameraden mit Jubel empfangen und mit allen Lederbissen gestärkt wurden, die sich unter den Vorräten befanden. Die beiden schwergeprüften Pioniere wurden für ihre Mühseligkeiten durch die Verleihung der Militärmedaille belohnt.

Aus der Partei.

Aus den Organisationen. Eine Parteikonferenz für den ersten weimariischen Reichstagswahlkreis, welche am 2. Januar in Weimar stattfand, nahm zu den Differenzen in der Reichstagsfraktion Stellung. Nach einem Vortrag des Abgeordneten Genossen Baudert und nach lebhafter Diskussion faßte die von 58 Genossen und Genossinnen besuchte Konferenz eine mit folgenden Resolutionen:

„Obwohl jedem Spaltungsversuch der Parteiorganisation auch fernerhin mit aller Energie entgegengetreten, erachten die Parteimitglieder das Vorgehen der gegenwärtigen Minderheit in der Fraktion als verständig. Selbst in dem offenen Gegenstimmen der 20 Fraktionsmitglieder, welches die Versammlung im Interesse der Organisation und Geschlossenheit der Partei nicht für richtig erachtet, kann nicht der Versuch, die Organisation zu spalten, erblickt werden. Es muß vielmehr auf die politische Entwicklung und ganz besonders auf die offene Erklärung der bürgerlichen Parteien am 2. Dezember, daß Annexionen das Kriegsziel Deutschlands sei, das Vorgehen der 20 Abgeordneten als ein Akt der Notwehr bewertet werden. Die Konferenz erklärt sich im allgemeinen mit der Haltung ihres Abgeordneten einverstanden. Ferner spricht die Konferenz dem Parteiausschuß und der Fraktion das Recht ab, eine Entscheidung in den vorliegenden Differenzen zu treffen.“

Aus Nah und Fern.

Fünffacher Mord und Selbstmord. Eine entsetzliche Liebestragödie hat sich in der Nacht zum Dienstag in der Altstadt in München abgespielt. Dort erhob ein Mann seine Geliebte und deren vier Kinder im Alter von 14, 13, 2 und 1 1/2 Jahren. Nach der Tat tötete er sich selbst durch einen Revolverschuß. Ueber die Tat werden folgende Einzelheiten gemeldet: Der 30 Jahre alte Ausgänger Anton Liebl war früher in einem Seidenhaus beschäftigt und wurde aus seiner Stellung wegen Unregelmäßigkeiten entlassen. Montag vormittag sollte er vor Gericht erscheinen, um sich zu verantworten. Die Verhandlung mußte aber zum Zwecke weiterer Beweisaufnahme vertagt werden. Liebl unterhielt ein Liebesverhältnis mit einer von ihrem Manne getrennt lebenden Frau namens Wohltät. Bei der Frau Wohltät war zweimal eine gerichtliche Kommission, um sie in der Strafsache gegen Liebl zu vernehmen. Die Frau hielt aber mit ihrer Aussage zurück. Liebl

bekam von dieser gerichtlichen Vernehmung Kenntnis und beschloß, die ihm für seine Sache gefährliche Zeugin zu beseitigen. Montag abend begab er sich, mit einem Revolver bewaffnet, in die Wohnung seiner Geliebten. Gegen 10 Uhr wurden in der Nachbarschaft mehrere Schüsse gehört. Als man auf weitere Schüsse in die Wohnung gewaltsam eindrang, bot sich den Eintretenden ein furchtbarer Anblick. In dem einen Bett lagen tot mit Schußwunden in den Schläfen Frau Wohltät mit ihrem 13jährigen Sohn. In einem zweiten Bette lag noch röchelnd Liebl mit einer Schußverletzung in der Schläfe. In einem anderen Zimmer fand man am Sofa liegend die 14jährige Tochter und in einem Bette die beiden Knaben im Alter von 2 und 1 1/2 Jahren. Der jüngere Knabe und Liebl waren schwer verletzt, die beiden anderen waren tot. Es machte den Eindruck, als ob vor der Tat alle Personen eingeschläfert worden waren. Der jüngere Knabe und Liebl wurden in die chirurgische Klinik gebracht. Ihre Verletzungen sind so schwer, daß sie kaum mit dem Leben davonkommen werden. Nach den Ermittlungen ist nicht anzunehmen, daß Frau Wohltät damit einverstanden war, mit Liebl und ihren Kindern gemeinschaftlich in den Tod zu gehen.

Eiferjuchtsdrama. In Ludwigshafen erhob der 37 Jahre alte Schlosser Grimm nach einer Eiferjuchtszene seine Frau und sich selbst. Beide wurden sterbend in das Krankenhaus eingeliefert.

Gegen den Wucher. Wegen Unzuverlässigkeit im Gewerbebetrieb wurde laut „Reichsanzeiger“ vom 3. Januar nachstehenden Personen: 1. Frau Frieda Anna Wurm in Leipzig, König-Johannstraße 9, der Handel mit Futter- und Düngemitteln, 2. Peter Dognozus in Leipzig, Gustav-Adolfstraße 57, der Handel mit Butter, 3. Johann Peter Pierre in Bernmeringen der Handel mit Butter und Eisen, 4. Richard Rabst in Köln, Domstr. 41, der Handel mit Nahrungsmitteln aller Art sowie mit Kerzen, 5. Hermann Rods in Mülheim an der Ruhr, zurzeit in Düsseldorf, Königs-Allee 80, der Handel mit Nahrungs- und Genussmitteln aller Art, 6. Hieren Abraham Lenden in Herdingen, zurzeit in Düsseldorf, Helmholtsstraße 23, der Handel mit Nahrungs- und Genussmitteln aller Art und 7. Franz Lemte in Steffenswalde der Handel mit Petroleum unterlag.

Ein erschütternder Vorfall ereignete sich am Freitag vormittag in Schaffhausen bei Böblingen (Württemberg). Morgens 7 Uhr kam unerwartet der verheiratete Landwehrmann Hoff. Schöffler aus dem Felde in Urlaub zurück. Groß war die Freude seines Weibes und seiner beiden 3 und 5 Jahre alten Kinder. Nach kurzer Ruhe, die sich der tapfere Pionier gönnte, kam die Schicksalsstunde. Der gute Mann hatte eine Granate mit nach Hause genommen, die er einem anderen Kameraden beim besten Angehörigen nach Hause bringen sollte. Nach kurzen Worten, daß er aus dem Felde etwas mitgebracht habe, nahm sein 3 Jahre alter Knabe das Geschloß auf die Kugel, es fiel auf den Tisch und in dem Augenblick treppte es. Ein Granatplitter tötete den Mann sofort, ebenso sein fünfjähriges Töchterchen, sein 3 Jahre alter Knabe wurde sehr schwer verletzt und mußte ins Bezirkskrankenhaus gebracht werden. Das Haus, wo sich der Unfall abspielte, nahm gleichfalls ziemlich Schaden.

Fliegerunglück in Frankreich. Das „Echo de Paris“ meldet: Auf dem Marsfelde bei Lunville sind zwei Flieger abgestürzt. Einem wurde durch den Propeller der Kopf abgeschlagen, der andere ist hoffnungslos in das Krankenhaus gebracht worden.

Explosion auf einem amerikanischen Tankschiff. Durch eine Explosion im Tankschiff „Hytec“ im offenen Ozean von Brooklyn, auf welche ein Brand folgte, verloren zwanzig Personen, die im Schiffsraum arbeiteten, ihr Leben.

Verlustlisten.

- Erschienen sind:
Preussische Verlustliste Nr. 420.
Bayerische Verlustliste Nr. 244.
Württembergische Verlustliste Nr. 326.

Die Verlustlisten sind während der Geschäftsstunden wochentags von 8 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends in unserer Expedition, Johannisstraße 46, einzusehen.

Vater und Sohn.

Eine oberfränkische Vorgeschichte von Heinrich Schaumberger.

1.

Ein neues Haus und ein alter Wurm.

Es war fast Abend, der weißliche Himmel begann zu glänzen, als der Meister den letzten hölzernen Nagel mit gewaltigem Schläge befestigte — das neue Haus war aufgerichtet. Schlaf und gerlich, wie ein leichtes Netz, stiegen die Balken zum Himmel, und doch standen sie schwer und fest, gerüstet zum trotzigsten Widerstand gegen Wetter und Sturm. Die künftige Gestalt des Hauses war erkennbar, aber das kunstvolle Gefüge wohnlicher Räume, welches die äußere Form künftig umschließen sollte, konnte nur das Auge des schaffenden Meisters aus dem Gewirr der Balken herausfinden. Ein erstes Stundbild! — Ist für unsere Erkenntnis das menschliche Leben mehr als solch ein offener Bau? — daran dachte freilich die Schreinersfamilie, für die der Bau gerichtet war, wohl nicht; andere, nicht minder ernste Gedanken mochten sie bewegen, denn der Schreinersrieder nahm seine Nähe ab und faltete die Hände, die Schreinersannelies zwante heftig, und Johannes, ihr einziger Sohn, blickte sinnend vor sich nieder.

Wie Ameisen kletterten unterdes die Gesellen im Gebälke umher, errichteten auf dem höchsten Speicher eine Bühne und sammelten sich dort um den Meister. Im langen Kragentod, um den hohen Hut ein buntes Seidentuch gewunden, trat der jüngste Geselle aus ihrer Mitte, befestigte auf der Spitze der beiden Giebelstapfen einen grünen, mit wallenden Fächern und Bändern geschmückten Tannenbusch und krönte so Haus und Werk. Der letzte Strahl der Sonne glänzte auf seinem Gesicht, der Abendwind spielte leicht mit seinem blonden Haar, als er den Hut abnahm und den Zimmerstich begann:

Das neue Haus ist aufgerichtet; gedeckt, gemauert ist es nicht, noch können Regen und Sonnenschein von oben und überall hinein. Drum rufen wir zum Meister der Welt, er wolle von dem Himmelsgestirne nur Heil und Segen gießen aus hier über dieses offene Haus. In oberst wolle er gut Bedenken in die Koruboden uns verleißen, in die Stab: Fleiß und Frömmigkeit, in die Küche: Maß und Keimlichkeit, in den Stall Gesundheit allermeist, ins ganze Haus einen guten Geist. Die Fenster und Pforten wolle er weihen, daß nichts Unseliges komme herein, und daß aus dieser offenen Tür bald kommen Kinder springen für. Nun Maurer hast und mauret aus; der Segen Gottes ist im Haus!

(Wohltät.)

Nach einem Hoch auf den Bauherrn, in das die Gesellen droben und die Bergheimer drunten kräftig einstimmten, leerte der Jüngling ein volles Glas und schleuberte es mit kräftigem Schwung unter die atemlos laufende Menge. Heller Jubel erklang, da das zerbrechliche Ding kläglich im Gras verschwand, und um seinen Besitz erhob sich großes Gedränge. Gespannt — Annelies verzog sogar das Weinen — blickte die Schreinersfamilie in das Gewühl; endlich teilte sich der Haufe, ein junges schlankes Mädchen, in deren Hand das Glas funkelte, eilte auf die Schreinersleute zu und rief schon von weitem: „Vat, ich hab's, ich hab's! — und es ist noch wie neu!“

„Gott sei Dank!“ jubelte Annelies erleichtert und betrachtete es jorschend von allen Seiten. „Die Freude, Auguste! — Es ist ein gar köses Zeichen, wenn beim Aufreichen das Glas zerbricht.“ Auch Frieders Augen glänzten, allein das Mädchen achtete wenig auf sein Lob; um ihre rüchen Lippen spielte ein glückliches Lächeln, als ihr Johannes mit freudestrahlendem Angesichte leise zumrückte. Die Hirtenkathrin, die von ihrem Vater selig, dem alten Hirtenhannes, allerlei geheime Kunst und Wissenschaft geerbt hatte und sich gern ein wenig damit hervortat, kam auch herbei und nickte: „Ja, sag's ja, das Auguste ist ein Glückskind! So ein Glas — hebe es ja wert auf! — ist ein wahrer Schatz im Haus! Und lasse es nicht mit bloßen Händen angreifen, das können die wunderbaren Kräfte, die darin stecken, nicht vertragen. Ja, ja, Auguste, merk dir's, wunderbare Kräfte stecken drin! Zum Beispiel: wenn ein Kind nur ein Tröpflein daraus trinkt, hat ihm das Graulich (Krämpfe) nichts mehr an; zahnt es gar durch die Glieder, so braucht man das Zahnschmerz bloß mit dem Glas zu berühren, und die Zähne brechen durch, das Kind merkt gar nichts davon.“

Die Alte würde noch lange fortgeredet haben, hätte nicht eben der Meister mit seinen Gesellen droben auf dem Speicher den Chorall angestimmt: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! — Feierlich klang der Gesang, an dem sich alle Anwesenden beteiligten, hinein in den stillen Abend; kein Herz blieb unbewegt, nicht bloß in den Augen der Schreinersleute schimmerte es feucht. Gerührt dankte Annelies den Freunden und Nachbarn, die sie beglückwünschend umdrängten; auch Frieder war freundlich, aber seine Worte waren milder herzlich, und der hochmütige Zug um seinen Mund, seine stolzen Blide wollten dem Bergbauer nicht gefallen. Die Gesellen, voran der Meister, kletterten vom Haus herab, einzelne Zuschauer entfernten sich, da rief Frieder mit schallender Stimme: „Holla, verlaßt euch nicht, unjer Weg führt ins Wirtshaus, ihr alle seid heut meine Gäste!“ Ohne sich nach Weib und Kind umzusehen, wollte er vorangehen, da trat ihm der Bergbauer in den Weg: „Gewatter, schämst du dich nicht?“ „Wilst du die Annelies und deinen Johannes am Weg stehen lassen?“ Frieder runzelte finster die Stirn; ohne dem Bergbauer einen Blick zu gönnen, rief er den Seinen heftig zu: „Weg geht ihr noch da? Wollt ihr mir an meinem Chentag die Freude verderben? — Macht voran ins Wirtshaus, daß ihr den ersten Reichen nicht verpaßt.“

Annelies hielt bei diesen lieblosen Worten nur mit Mühe die Tränen zurück, trauzig blickte sie Frieder nach, der weit voran neben dem Meister dem Wirtshause zuschritt, und erklärte, sie wolle

von der Welt nichts mehr wissen, sie gehe heim. Auch Johannes war bleich geworden; seinen Bitten gelang es endlich, die Mutter doch zum Mitgehen zu bewegen.

Langsam folgte der Bergbauer den beiden; kopfschüttelnd jagte er zu seiner Frau: „Marie, bei unsern Gevattersleuten ist was nicht in Ordnung, ich fürchte, der Neubau bringt ihnen wenig Glück.“

„Was nur den Frieder angefochten hat? — Den ganzen Abend gönnte er der Annelies kaum ein Wort, und so barisch habe ich ihn noch nicht reden hören.“

„Das ist's nicht allein. Der Frieder muß was auf dem Herzen haben, mir ist sein wunderliches Wesen schon lang aufgefallen. Gott gebe, daß wir uns irren, es kann ja auch sein, daß ihn die vielen Sorgen der letzten Zeit verdrießlich machten. — Drum geh zur Annelies und rede zum guten, sie ist auch, wie sie ist; es wäre zu traurig, gäbe es heute einen Bedrüh.“

Sinnam und verlassen lag der lustige Bau, den noch vor kurzem fröhliche Menschenstimmen belebten; nur die Zweige des Tannenbusches droben auf dem Giebel mochten leise im Abendwind, als lagten sie, daß sie so bald ihres bunten Schmuckes beraubt wurden. Des ja fröhlicheres Leben entfaltet sich auf dem Tanzboden, halb Bergheim hatte sich eingefunden! So dicht gedrängt fanden die Gäste, daß für die Tanzlustigen kaum Raum lieb. Trotzdem wirbelten die Paare lustig durch die Menge, Säßer und Lachen überlante fast die Musik, und Frieder ermunterte fortwährend zu größerer Lustigkeit.

Nur zwei Frauen saßen teilnahmslos in einer einsamen Ecke, so vertieft in ihr Gespräch, daß sie nicht zu bemerken schienen, was um sie her vorging. Annelies hatte die Bergbäuerin in diesen stillen Winkel gezogen, um ihrem überrollen Herzen Luft zu machen; sie brach in leidenschaftliche Klagen gegen Frieder aus; auf alle Trostgründe der Bäuerin schüttelte sie trauzig den Kopf und meinte zuletzt, indem sie sich mit der Schürze die Augen wuschte: „Was nur, Gevatterin! Ich weiß, du meinst es herzlich gut, aber für mich gibt es keinen Trost. Was du da sagst, habe ich mit selber hundertmal eingeredet — das ist vorbei.“

„Annelies, du tuft deinem Frieder gewiß unrecht, er hat dich immer in Ehren gehalten.“

„Vor den Leuten, ja! — Im Herzen hat er mich verachtet von Anfang an. Wenn ich reden wollte — aber was hilft's? Und gib nur acht, mein Unglück ist noch nicht voll!“

„Du erschreckst mich zum Tod!“

„Sei still! — Die Weitemarckt hat uns schon lang im Aus. — Sieh nur, wie Frieder tanzt, wie er mit den Weibern und Mädchen schon tut — an mich denkt er nicht. Komm, wir wollen zu deinem Jörg, in der finsternen Ecke wird mir ganz anglich.“ Nachdenklich folgte ihr die Bäuerin; die Klagen kamen ihr nicht unerwartet; nur daß es so schlimm sein könnte, hatte sie nicht bemerkt. Nach erstem Bestimmen, was hier zu tun sei, beschloß sie, nächstens mit ihrem Jörg darüber zu reden, heute aber ganz zu schweigen; als sie heim näherkommen Annelies im heiteren Gespräch mit dem Bergbauer antraf, nickte sie zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Irdische Abenteuer eines Himmlischen

Eines schönen Tages entschloß sich der Friedensengel, auf Erden eine Agitationstour zu machen. Er faßte diesen Entschluß nicht nur aus Pflichtgefühl und Menschenliebe, es war dabei auch einiger Egoismus und vielleicht sogar ein bißchen Eitelkeit im Spiele. Natürlich, es war dem Engel zu Ohren gekommen, daß die Menschen an ihm irre zu werden begannen, ja daß sich die Frechsten unter ihnen nicht einmal mehr scheuten, ihn öffentlich für ein Fabelwesen zu erklären, und das wurmte ihn. Aber er dachte doch zu billig, um den mehr oder minder laut geäußerten Zweifel an seiner Existenz unbegründet zu finden. Hatte denn da unten nicht immer das Sprüchlein gegolten: Aus den Augen, aus dem Sinn? Und wie lange beand er sich nun schon außerhalb des Schutzes der Menschen! Also mußte er ihnen endlich wieder einmal ein Lebenszeichen geben, und eben zu diesem Zwecke, oder besser gesagt: auch zu diesem Zwecke wollte er die Tour unternehmen. Denn der Hauptzweck war natürlich die Wiederherstellung des Friedens.

Die Himmlischen haben nicht viel Geduld und so konnte sich unser Engel bald auf die Reise machen. Als er, auf Erden angelangt, die vielen bestimmten Gesichter sah, dachte er: Bald werden ihr lustigen dreinschauen. Laßt mich nur machen! Die werden sich wundern, dachte er freundlich lächelnd, wenn ich so auf zwei Frieden machen werde.

Und reich ging er an die Arbeit. Das heißt er machte einigen großen Herren seine Aufwartung. Denn so glaubte er: das Friedenswort am besten fördern zu können. Die Staatsmänner, die er besuchte, bereiteten ihm auch alle den auszeichnenden Empfang, der einem angesehenen Fremden gebührt, und sagten ihm über seine menschenfreundlichen Bestrebungen so schmeichelechte Worte, daß er vor Freude freubrot wurde. Aber dann verabschiedete ihn jeder sehr geschwind mit der Begründung, daß er leider wegen unauflöslicher Kriegsgeschäfte nicht in der Lage sei, die so überaus anregende und erhebende Unterhaltung über den Frieden fortzusetzen.

Der Engel warf aber deswegen die Hände nicht ins Korn. Ich habe die Sache offenbar dummi angefangen, sagte er sich. Die vornehmen Leute haben ja gegenwärtig wirklich andere Sorgen. Ich will mein Glück beim gemeinen Volk versuchen. Und er machte sich auf den Weg in ein Proletariatsviertel. Aber schon nach wenigen Schritten blieb er stehen. Aus trübsamen Gründen. Ein Polizist hatte ihn mit eiserner Faust am Arm gepackt und sagte:

Was ist denn das für a Komedi? Glauben S, es is Jähling, daß S in so aner Karrenfahrt unanzuhören?

„Ja—was jagen Sie?“ harrte der Engel ganz verdußt.

„Kartengluft? Komdi?“

„Ja, was denn?“ beehrte der Polizist auf. „Da schau'n S her, was S für a Aufsehen machen!“ Er zeigte auf die Menge, die das in der Tat etwas abenteuerliche Geheer des Engels angelehrt hatte. „Is das a Scherz in so aner frühen Zeit, daß S um heiligsten Tag in an' Heiligengwand und mit großmächtige Flügel herkommen, als ob auf der Straßen Korbball war?“

„Was S, die Flügel werd'n in' Ihrer scho jucken. Marisch aus Kommissariat!“

Der Engel ging willig mit. Er hatte seine Fassung wieder gefunden und um seine Lippen spielte sogar ein spöttisches Lächeln. Die werden schauen, dachte er, wenn sie hören, wer ich bin! Ueberhebers war er auch ein bißchen neugierig, denn er war noch nie eingekerkert worden und konnte überhaupt die Wohlfruchtseinrichtungen der menschlichen Gesellschaft fast nur vom Hörensagen.

Auf der Kommissarie — wo die seltsame Tracht des Engels natürlich auch die größte Sensation machte — sog der Polizist sein Notizbuch hervor und herrschte seinen Gefangenen an:

Wer sein S?

Der große Augenblick war gekommen.

„Ich bin der Friedensengel!“ erwiderte der Gefangene, sich im weichen an der Bestärkung seines Widerstandes weidend.

Aber seine Worte hatten nicht die erwartete Wirkung. Richard sagte sich erschrocken aber auch nur überaus. Viel mehr erhellte sich ein unerbittliches Gesicht.

„Was S, der mag ordentlich aufpassen haben!“ sagte ein Beamter, als sich der Gefangene gelockt hatte. „Wo haben S denn g'schrieben, Herr Friedensengel?“ Die anderen machten ähnliche Fragen. Nur einer, der offenbar etwas sehr ernstlichen Bedenken äußerte, meinte ernstlich: „Es is do a Schand', wenn a Mensch, wie vorhin, so an' Karren der, daß er immer was er redt.“

„Was soll i denn mit dem Stuß sein anfangen?“ rief arglos der Mann aus, der den Engel anhalten hatte.

„In dem Zustand könnt i' a sei vorführen,“ erwiderte ihm ein älterer Lehrges. „Dah'n mit auf Ihre Kommissarie.“

„Und sie halten den Engel ins Loch.“ So daß er seine Mühseligkeit in ruhigerem Maße betreiben konnte, als er gefesselt war.

Gegen Abend wurde er dem Kommissar vorgeführt. Auf diesen wurde seine engherzige Entschlossenheit nicht den geringsten Eindruck. Ein anderer Mann erklärte er und seine gleichzeitige die Meldung des Kommissars an. Dann wandte er sich an den Gefangenen: „Sind Sie noch immer der Friedensengel?“

„Nein!“

„Schonmal hat Sie einmal auf den Staatshof?“ befragte der Kommissar den Gefangenen, während er ihm ein Friedensengel abgab.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sind Sie es nicht auch?“ befragte der Kommissar, so wurde er von dem Kommissar sehr ernstlich befragt.

„Nein.“

„Sie sind also kein Narr, sondern ein Simulant,“ sagte der Kommissar zu dem Engel. „Aber das Simulieren hat gar keinen Zweck. Wollen Sie uns nicht endlich sagen, wer Sie sind?“

„Ich bin der Friedensengel.“

„Also Sie wollen diese kindische Rolle weiterspielen? Na, Sie werden ja gute Gründe dazu haben.“

„Was für Gründe als den, daß ich wirklich bin, was ich zu sein behaupte?“

„Nun, Sie können ein Dürdeberger von der schlimmsten Sorte sein, ein Militärlüchler oder gar ein Dejarneur. Oder im Solde des feindlichen Auslands stehen. Oder aus anderen Gründen die Bekanntheit der Gerichte zu scheuen haben. Vielleicht auch die Erneuerung dieser Bekanntheit.“

Er machte eine Pause. Aber auch der Engel schweig. Diese Starrköpfigkeit ging dem Kommissar auf die Nerven.

„Da Sie durchaus nicht Vernunft annehmen wollen,“ rief er ärgerlich aus, „werde ich Sie jetzt dem Erkennungsamt überstellen lassen! Vorher aber werden Sie die Güte haben, Ihre Flügel abzulegen.“

„Das wird nicht gut gehen,“ sagte der Engel lächelnd.

„Nehmen Sie ihm das Zeug weg!“ befahl der Kommissar dem Wachmann.

Aber der Befehl erwies sich als unausführbar. Kommissar und Wachmann mußten dran glauben, daß die Flügel angewachsen waren. Ratlos blickten sie einander an.

„Nun, wie ist Ihnen, Herr Kommissar?“ meinte der Engel spöttisch. „Glauben Sie nun vielleicht auch als Staatsbeamter, daß ich...“

„Anhan!“ hörte der Kommissar, der seine Fassung wiederlangt hatte. „Sie sind eine Mißgeburt, weiter nichts. Sie können sich ausstellen lassen und Ihren Kadaver dem Naturhistorischen Museum vermachen.“ Und ging unwirsch davon, das Weiter dem Wachmann überlassend.

„Was hat er gesagt?“ fragte der Engel ganz verblüfft.

„So soll'n Ihrer ausstopfen lassen, So — So Friedensengel, Habaha!“

Das war zu viel für das zarte Gemüt des Engels. Die Menschen sind für meine Pläne noch nicht reif, dachte er traurig. Die einen sind mit keeren Redensarten gekommen, die anderen haben mich als Trunkenbold, als Narren, als Spion, als alten Zuchthausler behandelt. Und nun soll ich mich vielleicht noch in einer Käfig sperren lassen — nein!

Er enthielt seine Schwingen und flog in den Himmel. Der Wachmann hatte ihn mit offenem Munde nach. „Am End' war's do der Friedensengel,“ murmelte er. „Aber schließlich war er mit dem Ausgang der abenteuerlichen Geschichte: doch sehr zufrieden. Er dachte: Wenigstens hab' i tane Scherereien mehr...“

(Wiener Arb.-Zig.)

O, diese Kinder!

Die Mutter ruft ihren ältesten Sprößling. Der 14jährige Walter hatte aber anstehend keine Zeit, denn er hörte nicht. Er hat es sehr eilig mit seinem Onkel. Die Mutter ruft wieder; auch Onkel mahnt: „Walter, hörst Du nicht, Mutter ruft!“ Bergabens. Da wird die Mutter aber zornig: „Na, wart, Du Schlingel, jetzt werd' ich Dich aber holen!“ „Dannwetter,“ meint Walter, „jetzt mußt id aber gau maßen!“ und eilt davon.

Eines Tages bekommt Walters Mutter Besuch, welcher von Walter „Tante Weber“ genannt wird. Als Tante Weber sich abends ins Bett begeben will, erscheint plötzlich Walter im Nachtschisch in ihrem Zimmer, um nochmals „Gut Nacht“ zu sagen — wie er angibt. Dabei hat er aber eine wichtige Entdeckung gemacht.

Als am andern Tage Mutter, Großmutter, Tante Weber und Walter am Kaffeetisch sitzen, unterbricht Walter plötzlich seine Großmutter und Tante Weber im Gespräch mit den Worten:

„Da, Großmutter, Du hast ja man einen Zahn! Tante Weber hat ne ganze Menge und die nimmt sie abends raus und legt sie ins Wehr!“

Schon mehrere Abende hatte Walters Mutter eine Mausefalle aufgestellt und an jedem Morgen beim Erwachen kletterte Walter über den hohen Rand seines Bettes, sah nach der Mausefalle, ob sich nicht eine Maus drin befände. Doch immer vergebens. Aber eines Morgens kommt er auf bloßen Füßen in die Küche gerannt:

„Katti, Katti, ein Maus gefangen genommen!“

Der 14jährige Kadi bestand sich mit seinem Vater im Garten, welcher letzterer die Pflanzen begoß. Kadi reißt mit mörderischer Hand einer Pflanze die Blüte ab. „Aber, Kadi,“ schilt der Vater, „Du bist doch ein Vamplunge!“

„Höchst bedauerlich entgegnete Kadi: „Kadi kein Vamplunge, Kadi ein Kerk!“

Der 14jährige Kadi und sein Vetter, der 14jährige Heini, beizuden sich im Wohnzimmer auf. Die Mutter Kadis, welche sich im gegenübernden Zimmer befand, hörte folgendes Gespräch zwischen den beiden:

Heini: „Kadi, wer is das? (Dabei zeigt er auf verschiedene Photographien.)“

Kadi: „Das is Onkel Rebel!“

Heini: „Und das?“

Kadi: „Das is Onkel Piepich (Liebfisch)!“

Heini: „Und das?“

Kadi: „Das is Onkel Jand!“ (Dr. Ludwig Jand.)

Und indem er Heini recht traurig in die Augen schaut, fügt er hinzu:

„Onkel Rebel is tot, Onkel Piepich is tot, Onkel Jand is tot — Alle sind sie tot bei uns!“

Zwei kleine Madel spielen sich auf der Straß: Die erste: „Du bist ein Kuh!“

Die andere: „Und Du bist ein Ziegen!“

Die erste: „Und Du bist ein Dampfer!“

Die zweite: „Du Dampfer is immer noch beeter es ein Ziegen!“

Die Familie ist beim Mittagessen. Es ist auch Besuch da. Der 14jährige Richard ist ein kleiner kleiner Tisch und ist rote Gesicht und Kisch. Dabei hält ihm sein Onkel etwas Grütze auf dem Teller. Das heißt der Besuch und sagt: „Aber, Richard, was is das?“

„Ja, das sog man, Tante Duff!“ meinte er lakonisch und abwertend.

„Nun, was den Duffen, in welchem Kaiser's Eltern mohnen, wenn Kriegsgeschäfte gemacht, die sich drei eringen, weil sie für die landlichen Arbeiten verwendet werden. Unter ihnen befindet sich auch ein Keger, der ganz besonders Richards Aufmerksamkeit zieht. So hatte er ihn schon mehrere Tage von weitem angeschaut, bis er sich schließlich doch zu dem Keger herabwagte und ihm die Hand zum Guten Tag“ hat. In Hande angekommen, ergreift Richard seinen Vater's Gesicht. „Nun,“ meinte der Vater, „und was jagst du dem Keger?“

„Nun, was den Duffen, in welchem Kaiser's Eltern mohnen, wenn Kriegsgeschäfte gemacht, die sich drei eringen, weil sie für die landlichen Arbeiten verwendet werden.“

Katis Mutter erhält Besuch. Kati kommt vor der Straße hereingestürzt: „Tag, Tante Duff!“

Tante Duff: „Bist Du aber schmutzig, in welchem Gruben hast Du denn gelegen?“

Prompt antwortet Kati: „Im Schühengraben!“

Die Mutter hält Kadi das Taschentuch vor das Naschen: „So, nun schnupf einmal tüchtig!“ Welche Weisung mit einem lauten Trompetenton befolgt wird, sodas Kadi ruft: „Du, Mutti, das war ein Zug!“

Am andern Tage macht Kadi mit Mutti Einkäufe. Möglichen schnell Kadi laut auf der Straße: „Mutti, mach mir mal metzen B a h n h o j !“

Die Lehrerin erzählt in der Weltgeschichte stunde den zwölfjährigen Volksschülern „Luthers Reise nach Worms“. Gespannt hängen die Blicke der Knaben an den Lippen der Lehrerin, welche fesselnd zu erzählen weiß. Nur vorn in der letzten Bank sah einer, den Luther-Erlebnisse durchaus nicht interessierten. Was ging das ihn an! Er wollte spielen! Doch — allein? Nein, das macht nicht genug Spaß. So versuchte er denn das Interesse seines Nachbarn von Luther ab und auf sich zu lenken, indem er ihm von Zeit zu Zeit mit dem Ellbogen bearbeitete. Sein Nachbar jedoch schüttelte ihn immer wieder ab, da er nicht geirren war, sich stören zu lassen. Nun, denkt unser Faulpelz, versuchen wir es noch einmal und fährt seinem Nachbar so derbe in die Seite, daß dieser losbrüllt: „Mensch, kannst nicht mal in d' Weltgeschichte bin Snut holln?“ wobei natürlich die ganze Klasse in lautes Gelächter ausbrach.

In der gleichen Schule waren erschreckend viele Fälle von Diphtherie vorgekommen. Um nun ihre 14jährigen Schüler zur Vorsicht zu vermahren, erklärt die Lehrerin ihnen, daß die Krankheitserreger zum größten Teil durch Schmutz entstehen und in Staub enthalten sind. So sagte sie unter anderem, daß sie ihre Winterkleidung, sowohl Anzug wie Paletot recht oft ausklopfen sollen, doch nicht im Zimmer, sondern im Freien, damit sie nicht den Staub, den sie aus den Kleidern entfernen, wieder einschleuden.

Während dieser Schilderung nimmt die Lehrerin das Staubtuch, mit welchem die Kreide von der Wandtafel entfernt wird, zur Hand, öffnet ein wenig das Fenster und schüttelt das Tuch aus. Dabei entwickelt sich nun eine große Wolke von Kreidestaub, daß ein Junge ganz antisch laut über die Klasse ruft: „Bersteckt Euch, see taamt!“, womit er die Krankheitskeime meinte.

Im Nu war die ganze Klasse unter den Tischen verschwunden. Als ein Kopf nach dem andern wieder auftauchte, mußte niemand so recht, was eigentlich geschehen war.

Kleines Feuilleton

Eine Tierart ausgestorben.

Die Zahl der völlig ausgestorbenen Tierarten ist wieder um eine vermehrt worden, was um so bedauerlicher ist, als es sich um eine ganz besonders schöne und merkwürdige Art handelt. Wir meinen die amerikanische Wandertaube. Dabei war diese Tierart vor einigen Jahrzehnten noch so zahlreich, daß niemand auf den Gedanken ihres so baldigen Aussterbens gekommen wäre. Die Schilderungen ihrer Wandertage lesen sich wie Märchen, und ihre Menge ließ sich oft nicht einmal schätzen. Ein einziger Schwarm soll bis zu zwei Billionen Stück enthalten haben. Ihre Flügel verunkelsten oft tagelang die Sonne, und der dabei entstehende Lärm war meilenweit zu hören. Die Schnelligkeit dieser Tauben war derartig groß, daß sie in weniger als drei Tagen von Amerika nach Europa fliegen konnten; einzelne Exemplare sollen diese Strecke gelegentlich auch durchflogen haben. Diesen lieblichen Geschöpfen wurde die Gewinnlust und die Schieflust des Herrn der Schöpfung selbst zum Verderben, der ihnen an ihren Brutplätzen auflauerte und sie dort in Massen niederknallte. Man trieb auch ganze Schweineherden hinzu, die an Ort und Stelle mit dem Ueberfluß der erlegten Tauben gemästet wurden. Die Folge war, daß man schon 1888 keinen einzigen Brutplatz mehr entdecken konnte, doch waren damals wenigstens in den meisten Tiergärten noch Exemplare vorhanden. Doch auch hier in der Geringenshaft starben sie allmählich aus, so daß man in den letzten Jahren ohne allen Erfolg hohe Preise ausgesetzt hat, um wenigstens noch ein einziges lebendes Pärchen zu entdecken. Nun kommt aus Amerika die Kunde, daß am 1. September auch das letzte auf Erden lebende Einzel Exemplar dort gestorben ist. Es handelt sich um ein weibliches Tier, das 29 Jahre lang im Zoologischen Garten in Cincinnati geholt worden ist. Wir wollen hoffen, daß eine schonungslose Ausrottung einer Tierart in Zukunft keine Wiederholung finden möge.

Serbien und Bulgarien

sind im blutigen Gemwärtstragen des Weltkrieges zu Leidenden geworden. Um die Vormachtstellung auf dem Balkan geht der Kampf. Der großherbige Traum soll endlich zerschmettert und die politische und wirtschaftliche Nachentwicklung des aufstrebenden Bulgarenvolkes fest begründet werden. Da interessiert es näher, auch Land und Leute der beiden kämpfenden Länder näher kennen zu lernen. Wer dazu Lust hat, den möchten wir auf Ludwig Lejens Buch „Kreuz und quer durch den Balkan“ (Berlin, Buchhandlung Vorwärts, Preis 1,50 Mk.) verweisen. Anschaulich und anregend sind darin Land und Leute geschildert. In Belgrad verweisen wir und Kisch, Branja und Kumanovo, Nestis und Mitroviha lernen wir in Serbienlande kennen. Auch Bulgarien durchwandern wir. Von Ruffän, dem bulgarischen Donauhafen, führt uns Lejens über den hohen Balkan hinüber nach Philippopol und nach Sofia. Wir bekommen Einblick in die Wirtschaftsverhältnisse der durchstreiften Gebiete; ihre landwirtschaftlichen Schönheiten werden uns geschildert; das Leben und Treiben in den Ortschaften wird vor uns aufgerollt. Lejens Balkanbuch, das von der Partei- und Gewerkschaftspresse häufig besprochen worden ist, verdient es, gerade jetzt wieder in Erinnerung gebracht und zur Lektüre empfohlen zu werden. Es ist zu beziehen von der Buchhandlung Friedr. Meyer u. Co., Paderb., Johannisstraße 46.

Heiteres

Der Kerkel. Einer von den jung ausgebildeten Mannschaften wird zum ersten Male auf die Straße gelassen. Zufällig folgt ihm in einer Entfernung sein Feldwebel, der bemerkt, daß der Kerkel die tollsten Geschichten macht. So grüßt er einen Gefreiten der Artillerie, irrgewührt durch den roten Streifen, als ob es wenigstens ein General wäre. Andern Tages wegen seiner unheimlichen Gräuerei zur Rede gestellt, antwortet der Kerkel: „Du Befehl, Herr Feldwebel. Ich hab' halt jeden grüßt, der mir verdächtig vorkommt.“

Sobal Pfeifpreise. „Na, sei wieder jut, Juchan! Dohs hab' ich dir ja bloß jekannt, weil de mir so teuer bist.“

(„Einfachjuchanus.“)

Sammtlicher Redaktor: Johannes Stellung. Verleger: H. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Paderb.